



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Finanzielle Rüstung

Das Erbrecht des Reiches. Auch Professor W. von Blume zählt, wie die Leser der Grenzboten wissen, zu den entschiedenen Anhängern der Erbrechtsreform und zu den Unterzeichnern des Aufrufes für das Erbrecht des Reiches. Von Halle nach Tübingen berufen, widmete er seine Antrittsvorlesung an der württembergischen Universität der Sache der Erbrechtsreform. Der Vortrag ist jetzt im Druck erschienen. (Umbau und Ausbau des deutschen Erbrechts. Tübingen, J. C. B. Mohr 1913.) Der Verfasser geht aus von der Idee der Gerechtigkeit. Das Recht ist wandelbar. Unvollkommen tritt es in die Welt, und es verschlechtert sich von Tag zu Tag, wenn nicht die bessernde Hand eingreift. Wird die Form des Gesetzes zu eng für das Leben, so gibt es nur zwei Möglichkeiten, daß das Leben des Volkes unter dem Zwange des Rechts nicht zugrunde geht: Beseitigung durch den Gesetzgeber oder Zerstörung durch gesetzlose Gewalten — Reform oder Revolution. Der Lebende darf sein Recht fordern. So wird die Fortbildung des Rechts zur heiligen Pflicht des Gesetzgebers. Wenn das Erbrecht vielfach schlechthin auf die Familiengemeinschaft, das Familienband, zurückgeführt wird, so ist es doch ein sonderbares Band, das der Testator nach seinem Belieben zerreißen kann. Jeder Anspruch wird gerechtfertigt durch Leistungen, die ihm gegenüberstehen. Wo

sind aber bei dem Erbanpruch der weiteren Verwandten die Leistungen, die ihn rechtfertigen? Fragt man die Berehrer des gesetzlichen Erbrechts der Onkel, Tanten, Vettern, Nissen und Nichten aller Grade, worin sich die Blutzgemeinschaft äußere, die das Erbrecht dieser Verwandten begründen soll, so bleiben sie die Antwort schuldig. Ist es nicht ein würdigeres Bild, ruft der Verfasser aus, wenn die Erbschaft eines reichen Hagestolzen vom Gemeinwesen für Gemeinzwede in Besitz genommen wird, als wenn mit dem Tode die Jagd nach der Erbschaft beginnt? Ist es nicht geradezu schmachvoll, wenn der Tod eines Mitmenschen den Anlaß zu elender Beutejagd, wenn das Erbrecht zu einem Lotteriespiel wird? Alles Recht ist um des Gemeinwesens willen da. Auch das Erbrecht muß es sich gefallen lassen, gemessen zu werden am Maßstabe des Gemeinwohls. Und was schlecht befunden wird an ihm, muß fallen. Die Fortbildung des Erbrechts ist eine staatliche Notwendigkeit.

Von diesem hohen Standpunkt aus tritt von Blume auf konservativer Grundlage für die Regierungsvorlage über das Erbrecht des Staates ein, die demnächst zur Entscheidung des Reichstages gelangt. Die kleine, lehrreiche Schrift darf namentlich allen denen empfohlen werden, die angesichts der bevorstehenden Verhandlungen sich über die Frage des öffentlichen Erbrechts unterrichten und ein Urteil darüber gewinnen wollen. B.

Läßt sich der Reichskriegsschatz und dessen Verstärkung prinzipiell rechtfertigen? Die englische und französische Presse hat den Reichskriegsschatz seit Veröffentlichung des Vorschlags der Regierung, ihn zu verdreifachen, mehr als je mit Spott überschüttet. Sie hat ihn als „a remnant of barbarous times“, „a piling up of unused millions“ bezeichnet, als „bien adapté au caporalisme prussien“ usw. Zwar ist auch in deutschen Publikationen der Kriegsschatz noch bis kurz vor Bekanntwerden des Regierungsplanes vielfach bespöttelt und angegriffen worden*); seitdem aber — und das ist das Erstauuliche — scheinen die früheren Gegner in Deutschland mit einem Male sozusagen verstummt zu sein. Soweit noch Widerspruch erhoben wird, geschieht es in sehr zaghafter Weise, worauf dann eine ebenso zaghafte Antwort erteilt wird. So z. B. schrieb kürzlich Ebdler von der Planik**): „Was die Verdoppelung des Kriegsgoldschatzes anlangt, so verweist Herr (Bankdirektor) Dr. Webe***) zunächst darauf, daß andere Staaten ihn überhaupt nicht kennen, wozu bemerkt werden muß, daß diese Staaten zum Teil die Feuerprobe noch nicht bestanden haben.“ Wie dieser, so beschäftigen sich auch die übrigen jüngst erschienenen zahlreichen Artikel mit der währungs politischen Seite des Regierungsplanes, oder mit der Frage der — wenigstens teilweisen — Anlegung des Hortes in Goldbaluten, d. h. im Auslande in Gold zahlbaren Wechseln und Wertpapieren. Es wird kaum irgendwo angedeutet, weshalb sich für uns, im Gegensatz zu den anderen Großmächten, die Aufstapelung einer besonderen finanziellen Kriegsereserve außer derjenigen der Zentralnotenbank empfiehlt. Wohl glaubt man häufig zwischen den Zeilen lesen zu können — hier und da

*) Siehe besonders den Aufsatz von Kagenstein: „Der preußische Staatsschatz und der Reichskriegsschatz“ im Oktoberheft 1912 des Jahrbuchs für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft.

***) „Die Verdoppelung des Kriegsgoldschatzes und die geplante Silberreserve“, im Bank-Archiv vom 1. Juni d. Jz.

***) „Die neuen Steuern“, im Bank-Archiv vom 15. April d. Jz.

wird es sogar unumwunden ausgesprochen — daß wir im Mobilmachungsfalle mit Hilfe unseres Kriegsschatzes dem Feinde einen Vorsprung abgewinnen könnten. Enthielte diese Behauptung nur ein Körnchen Wahrheit, so würden die übrigen Großstaaten zweifellos keinen Augenblick zögern, das deutsche Beispiel nachzuahmen.

Auch die Regierung gibt in ihren Erläuterungen zu dem „Gesekentwurf“ keine befriedigende Begründung für die Notwendigkeit eines angemessenen Kriegsschatzes in Deutschland; ja sie scheint sogar der eben berührten Ansicht zu hulldigen, der Kriegsschatz erhöhe unsere finanzielle Schlagfertigkeit im Ernstfalle, wenn sie schreibt, der (preußische) Kriegsschatz habe sich 1870 nicht nur als eine nützliche Hilfe, sondern auch als ein Element der Kriegsbereitschaft bewährt und dürfe nicht ohne die höchsten Gefahren für die Nation vernachlässigt werden. Im übrigen verweist die Regierung auf die beträchtlichen Münz mengen, die die Mobilmachung und die Thesaurierungen des Publikums (der sogen. Angstbedarf) erheischen, und hält es für sicherer, eine besondere Reserve bereitzustellen, statt sich in solchen Zeiten mittels der Diskont- oder allgemein Goldpolitik der Reichsbank auf Edelmetalleinfuhr zu verlassen. Da taucht nun gleich die Frage auf: sind denn die anderen Großstaaten in dieser Hinsicht günstiger gestellt als wir?

Vergleichen wir zunächst Deutschland und Frankreich. Ein Blick auf den Status der Zentralnotenbanken dieser beiden Länder läßt den gewaltigen Vorrat der Bank von Frankreich, nämlich etwa $3\frac{1}{4}$ Milliarden Mark (davon etwa $2\frac{3}{4}$ Milliarden Gold), gegenüber $1\frac{1}{4}$ Milliarde (davon 1 Milliarde Gold) bei unserer Reichsbank erkennen. Obgleich nun das französische Institut über eine mehr als zweieinhalbfmal so große Barreserve verfügt wie das deutsche, sind die Anforderungen, die der nationale sowohl wie der internationale Verkehr an diese Reserve stellen, weit geringer als bei uns. Das französische Wirtschaftsleben schreitet bekanntlich in einem viel langsameren Tempo vorwärts als das deutsche. Würde unser Kriegsschatz — wie es z. B. von dem Abgeordneten Arendt in der Reichstagsitzung vom 27. Juni verlangt

wurde —, um ihn nutzbar zu machen, schon in Friedenszeiten an die Reichsbank abgeführt*), so würde die dadurch bewirkte Kräftigung des Bankstatus unsere Geschäftswelt vielleicht zuberstärklicher und wagemutiger machen, d. h. sie würde mit größerem Kreditbegehre an das Institut herantreten, ohne zu bedenken, daß diesem eine lediglich für den moment suprême de la nation bestimmte Reserve überwiesen worden ist. Vielleicht bestände auch die Gefahr, daß die Reichsbankleitung eine weniger straffe Diskontpolitik beobachten und insolgedessen das gewonnene Gold durch Abfluß ins Ausland wieder zerrennen würde. Und was den internationalen Verkehr anlangt, so ist Frankreich viel weniger in die Weltwirtschaft verflochten als wir, und dementsprechend wird der Barvorrat der Bank von Frankreich viel weniger von den internationalen Geldströmungen und Konjunkturschwankungen in Mitteleuropa gezogen wie die ihrer deutschen Kollegin.

Ähnliches was von Frankreich gilt, läßt sich auch auf Rußland anwenden. Der Barvorrat der russischen Staatsbank beträgt ungefähr ebensoviel wie der des französischen Zentralnoteninstituts, und Helfferich hat nachgewiesen, daß die Finanzverwaltung des Zarenreiches zur Zeit des russisch-japanischen Krieges einen starken Mangel an den Edelmetallmassen der Staatsbank hatte, während Japan infolge der Geringfügigkeit des Barbestandes seiner Zentralbank in seiner Bewegungsfreiheit beengt war. Auch die russische Staatsbank hat weder einen so großen inländischen Kreditbedarf zu befriedigen, noch wird sie von den ausländischen Geldfluktuationen so nachhaltig beeinflusst wie unsere Reichsbank.

Hinter diesen mächtigen finanziellen Kriegesreserven der Zweibundstaaten stehen die unserer Verbündeten Österreich-Ungarn und Italien

*) Im Mobilmachungsfalle wird natürlich der Kriegsschatz zum größten Teile — d. h. wenigstens insoweit der Staat nicht seine Zahlungen in Hartgold zu leisten hat, wie die Löhnung der Truppen, sondern sich seiner Verpflichtungen in Banknoten entledigen kann — der Reichsbank anvertraut, die daraufhin den dreifachen Betrag in Noten ausgeben darf.

weit zurück. Die Zentralbanken beider Länder bewahren nämlich einen Barvorrat von ungefähr gleicher Größe wie den unserer Reichsbank auf. Allerdings ist die Position dieser Banken insofern stärker als die der Reichsbank, als auch sie vom nationalen und internationalen Verkehr erheblich weniger in Anspruch genommen werden.

Einer näheren Prüfung bedürfen die englischen Verhältnisse. Die Metallreserve der Bank von England ist beträchtlich kleiner wie die ihres deutschen Schwesterinstituts; sie beträgt nämlich nicht mehr als 800 Millionen Mark, davon nur wenige Millionen Silber. Zwar betreibt die Bank von England kein so umfangreiches Leihgeschäft wie die Reichsbank, desto mehr wird sie aber von den Bewegungen des internationalen Geldmarktes betroffen, dessen Mittelpunkt London auch heute noch bildet. Ein irgendwo in der Welt auftretender Edelmetallbegehre macht sich hier zunächst bemerkbar. Es fragt sich nur, ob der Barvorrat der Bank von England nicht zu schwächlich ist, um bei den fortwährenden Goldabzaplungen, die er zu erleiden hat, auch als wirksame finanzielle Kriegsreserve dienen zu können? Diese Frage wird vielfach bejaht. Untersuchen wir aber die Verhältnisse näher, so werden wir finden, daß der Barbestand der Bank von England mit dem ihrer kontinentalen Kolleginnen nicht ohne weiteres vergleichbar ist, weil er sich jederzeit viel leichter ergänzen läßt. Mehrere Ursachen kommen hierfür in Betracht*). Zunächst vermag die Bank von England besser als ihre kontinentalen Schwestern von dem in London mündenden Strome neugewonnenen Goldes — gegenwärtig im Betrage von etwa 1 Million Pfund Sterling — jede Woche — einen mehr oder weniger großen Zweig in ihre Kasse zu leiten, wenn sie nur einen genügend hohen Preis zahlen will. Dazu kommt, daß die Bank von England sich Gold von den großen Geldzentren leichter verschaffen kann, als es den

*) Die Gründe für die verhältnismäßig leichte Auffüllbarkeit des Barvorrates der Bank von England werden ausführlich erörtert in dem am 1. Juli d. J. im Bank-Archiv erschienenen Artikel des Verfassers: „Die Goldreserve der Bank von England“.

übrigen Zentralbanken möglich ist. Dies rührt einmal daher, daß Großbritannien, der bei weitem größte Kreditgeber unter den Nationen, stets in der Lage ist, entweder dem Auslande gewährte Kredite zu kündigen und im Laufe kurzer Zeit zu mobilisieren, oder auch nur, neue Kapitalanlagen für kurze Zeit zu unterlassen; „denn“ — so sagte der englische Bankdirektor Sir Felix Schuster vor ungefähr zwei Jahren — „die Zinsen, die wir von auswärtigen Kapitalanlagen beziehen, sind so bedeutend, daß, wenn wir ein paar Monate aufhören, Kapital anzulegen, die Übermittlung der uns geschuldeten Summen uns von allen Seiten der Welt Gold bringen wird.“ Diese Macht Englands, Gold aus den fremden Geldplätzen heranzuziehen, wird aber noch wesentlich verstärkt durch die Tatsache, daß die Bankiers, die die Zins- oder allgemein Gewinnunterschiede auf den großen Geldmärkten auszunutzen streben, ihr Geld in kein Land mit weniger Skrupel senden als nach England, weil sie wissen, daß es ihnen bei Bedarf jederzeit wieder zur Verfügung steht, während in anderen Ländern die Zentralbanken der Goldausfuhr bisweilen Schwierigkeiten bereiten. Gerade die Freizügigkeit des englischen Goldes erklärt die Wirksamkeit des Diskontsatzes der Bank von England auf dem Weltmarkte. Daß aus einem Diskontkriege der Zentralbanken die „Old Lady“ als Siegerin hervorgeht und die von ihr benötigten Goldmengen herbeizuziehen vermag, hat sich noch Ende 1907 zur Zeit des amerikanischen Goldhungeres deutlich gezeigt.

Erwähnenswert für die Beurteilung der finanziellen Wehrfähigkeit Englands bleibt noch, daß der „Angstbedarf“ sich dort in viel bescheideneren Grenzen hält als auf dem Kontinent, weil das breite Publikum den Banken größeres Vertrauen entgegenbringt.

Ziehen wir nunmehr das Ergebnis unserer Ausführungen und des Vergleichs Deutschlands mit den europäischen Großmächten, so scheinen in der Tat für Deutschland gewichtige Gründe vorzuliegen, einen gesonderten Kriegsschatz aufzubewahren und sich in Mobilmachungsfälle nicht allein auf die Barreferve der Reichsbank zu stützen. Wer dieser Auffassung beiträgt, muß auch zugeben, daß in Anbetracht des gewaltigen Anwachsens der

Mobilmachungskosten in den letzten Jahrzehnten auch der Kriegsschatz einer Aufbesserung bedarf, wenn er einigermaßen von Bedeutung sein soll. Je größer er ist, um so weniger braucht die Regierung bei Kriegsausbruch an den Barvorrat der Reichsbank zu appellieren, die dann möglichst ungeschwächt die Anforderungen des Verkehrs schlank befriedigen kann, ohne gleich an die Einstellung ihrer Ausweise oder gar der Barzahlungen zu denken. Dann wird das Wirtschaftsleben im allgemeinen und der Geldmarkt im besonderen sich in einem weniger aufgeregten Zustande befinden und der Staat sich um so leichter weitere Geldmittel auf dem Anleihe- oder auch Steuerwege verschaffen können.

Dr. Peter Uetz in Aachen

Nationale Fragen

Mehr Deutschtum in unseren Kolonien.

Unter diesem Titel vertritt Landgerichtsrat von Pfister in Nr. 24 der Grenzboten die Forderung nach Umwandlung der in den Kolonien heimischen Orts- und Landesnamen in deutsche, um so auch äußerlich den Zusammenhang zwischen Kolonie und Mutterland fester zu gestalten, Neudeutschland stets an all die vielen Opfer an Gut und Blut zu erinnern, durch das es aus einem Nichts zu einem Etwas wurde. So sehr man auch dem Grundgedanken dieser Forderung zustimmen kann, dürfte doch seine Durchführung in recht vielen Fällen nicht im Interesse der Kolonien liegen. Denn mit einer großen Zahl von Orten und Landschaften verbindet sich eine solche Fülle von geschichtlichen Erinnerungen, die verblasen müßten, würde man den Plätzen deutsche Namen geben. Es sei nur an die zahllosen Gefechtsstellen in Südwestafrika erinnert, deren Boden mit dem Blut deutscher Helden getränkt und erkaufte worden ist. Was würde verloren gehen, wenn Groß-Nabas, berühmt für alle Zeit durch das mehr als dreitägige heiße Ringen um die ersehnten Wasserstellen, einen anderen Namen erhielte, oder Mahandja, das man in einem Atem mit der Kompanie des Hauptmanns Franke nennt! Und würde es in der Heimat nicht gerade so sein? Was würden wir uns etwa unter der Schlacht von „Ehren-

feld" vorstellen, falls an Stelle von St. Privat dieser Namen treten würde?

Betrüblicher als das Fehlen deutscher Ortsnamen ist die Vernachlässigung des Gebrauches der deutschen Sprache im Verkehr mit den Eingeborenen, ja selbst mit Deutschen. Wie traurig es in dieser Hinsicht in Kamerun bestellt ist, erhellt deutlich aus einer Verfügung des Gouverneurs über das Neger-Englisch (pidgin-english) vom 31. März 1913, deren Inhalt sehr zu denken gibt.

Nach dieser Verfügung ist zurzeit das Neger-Englisch die Hauptverkehrssprache zwischen der weißen Bevölkerung und den Eingeborenen. Der Gebrauch der deutschen Sprache steht im Verkehr mit den Eingeborenen weit hinter dem der englischen Sprache zurück, sogar in den amtlichen Betrieben des Gouvernements, auf den Gouvernementsfahrzeugen und selbst im Gouvernementsbureau. Jeder unbekannte Eingeborene wird grundsätzlich zunächst mit Neger-Englisch angedeutet; ob er deutsch sprechen kann, danach wird gar nicht gefragt. Es gibt farbige Gouvernementsangestellte, die nach zwanzig Dienstjahren noch nicht deutsch sprechen, weil kein Mensch mit ihnen deutsch spricht. — Der Rekrut der deutschen Schutztruppe und der Polizeitruppe lernt die deutschen Kommandos: Gewehr über, Gewehr ab, rechts um, links um, wenn aber der weiße Unteroffizier vor der Front steht und die Gewehrhaltung eines Soldaten verbessert, so sagt er: „gun more for right side,“ „gun more for left side.“

Anschließend an diese Beispiele heißt es dann in der Verfügung: Es muß nationalpolitisch als schwerer Fehler angesehen werden, wenn eine fremde Sprache auf die Dauer im Schutzgebiet vorherrscht. Die Sprache ist mit der wichtigste Ausdruck nationaler Eigenart und als solche in ihrer Bedeutung nicht hoch genug einzuschätzen. Es ist mir berichtet worden, daß Soldaten der Schutztruppe sich dahin ausgesprochen haben, daß wir doch wohl weniger sein müßten als die Engländer, da wir deren Sprache im Verkehr mit den Eingeborenen anwendeten und über das ganze Schutzgebiet verbreiteten.

Die Bevorzugung des Neger-Englisch in Kamerun hat des weiteren zu einer üblen

Begleitercheinung geführt, nämlich zu einer Durchseuchung der deutschen Umgangssprache mit neger-englischen Ausdrücken. Es gibt viele Kameruner, die nicht zehn Worte sprechen können, ohne einen englischen Ausdruck zu gebrauchen. Sie machen niemals eine Reise, sondern einen trip. Sie sehen hierbei niemals ein Dorf mit Eingeborenen, sondern immer nur eine town mit country-people oder bush-people, sie verhandeln auch nicht mit dem Häuptling über die Verpflegung ihrer Träger, sondern selteln oder zetteln (engl. settle) mit dem King das chop-Palawer. — Diese Gewohnheit ist vielen so in Fleisch und Blut übergegangen, daß das Unrichtige und Unnatürliche an ihr gar nicht mehr empfunden wird. So konnte es kommen, daß auf einer amtlichen Karte des Schutzgebietes eine Landungsstelle am Mungo als Manga-beach eingetragen ist, und daß ein Forschungsreisender für einen Felsen von auffällender Form ernsthaft den Eigennamen bigstone vorgeschlagen hat.

Sogar in amtlichen Berichten finden sich Ausdrücke des Neger-Englisch. Manche Dienststellen schreiben z. B. clerk, headmann (Mehrzahl head-Leute), yardboy, store usw. Nach einem amtlichen Bericht ist sogar ein entlaufener Gefangener wiedergefäßt (catch) worden.

Danach sagt der Gouverneur mit Recht, daß sich ein Kamerun-Deutsch zu entwickeln scheint, das bald dem berühmten Deutsch Nordamerikas an Verbastardierung und Lächerlichkeit nichts nachgeben wird.

Der Inhalt dieser Verfügung des Gouverneurs zeigt leider wieder, welcher geringer Nationalstolz dem Deutschen doch innewohnt, wenn er sogar in deutschen Landen seine herrliche Muttersprache geringschätzt.

Dr. von Wrochem in Hamburg

Schöne Literatur

Aus dem dramatischen Irrgarten. Wer von Amtis und Berufs wegen dazu verdammt ist, die zeitgenössische dramatische Produktion zu verfolgen, zu sichten, zu werten und in bestimmte Fächer einzuordnen, den muß auf seiner Wanderung oft genug die helle Verzweiflung überkommen. Mit dem ehrlichsten Willen von der Welt geht man immer wieder daran, in der

unübersehbar Fülle gerade theatralischer Neuerscheinungen irgendetwas Brauchbares zu finden. Mit dem Fanatismus des geborenen Entdeckers bahnt man sich einen Weg durch den Urwald von Papier und Druckerfschwärze, der allmonatlich auf jeden Redaktionschriftlich mit geradezu beängstigender Schnelligkeit nachwächst. Dankbar wie ein Kind geht man jedem bescheidenen Hoffnungslämpchen nach, das ab und zu in der Finsternis aufleuchtet. Niederlage auf Niederlage schluckt man geduldig hinunter — immer in dem Orange, Neuland zu finden, verkannte Talente zu fördern, der deutschen Bühne die Straße zum goldenen Zeitalter zu ebnet. Und wenn man sich nachher den Schaden besieht, ist die Ausbeute immer wieder gleich Null: gepreizter Dilettantismus auf der ganzen Linie; hier und da ein paar Versprechungen, von denen man weiß, daß sie niemals eingelöst werden; und zwischendurch die stolzen Namen einiger längst „eingeführter“ Theaterkönige, die um den Erfolg nicht mehr zu bangen haben und nicht mehr entdeckt zu werden brauchen. Vor allen Dingen macht sich der Dilettantismus auf dramatischem Gebiete heutzutage in einer bisher unerlaubten Weise breit. Den paar wirklichen Talenten raubt er den Atem, versperert ihnen die Möglichkeit, zum Lichte zu gelangen, und zieht sie nur zu leicht mit in den Abgrund der Vergessenheit, der ihn selber verbientermaßen begräbt und hoffentlich immer begraben wird. Offenbar wird es den Leuten mit Hilfe geschäftstüchtiger und struppeloser Verleger gar zu leicht gemacht, ihre Dilettanteneitelkeit zu befriedigen. Denn anders läßt sich das lawinenartige Anschwellen jener elend zusammengestümperten Arbeiten nicht erklären, die heute das Entsetzen aller Redakteure, aller kritischen Glossierer und Dramaturgen bilden.

Es soll nun hier beileibe keine Blütenlese des jüngsten dramatischen Dilettantismus gegeben werden. Dafür wäre jede Minute, jedes unbeschriebene Blatt Papier zu schade. Nur der schüchterne Versuch soll gemacht werden, aus dem, was die letzten Monate an dramatischem Material auf dem Redaktionsstisch hochgetürmt haben, eine gewisse Qualitätsauswahl zu treffen, die dem Leser einen flüchtigen Blick in den theatralischen

Irrgarten unserer Zeit ermöglicht. Die Namen und die Gesichter werden in bunter Folge wechseln, und vielleicht rascher wechseln, als es dem einen oder dem anderen lieb sein mag. Aber der natürliche Rahmen dieses zusammenfassenden Artikels verbietet ganz von selbst ein längeres Verweilen bei dem Einzelfall, wie es unter anderen Umständen — freilich nur ganz ausnahmsweise — vielleicht gerechtfertigt erscheinen könnte.

Da fesselt zunächst eine fünfaktige Komödie „Michel Michael“, die den stolzen Autorennamen Richard Dehmel mit sich trägt. (Bei S. Fischer, Berlin.) Es ist merkwürdig und charakteristisch zugleich, daß gerade abseitige, reservierte und ihrem ganzen Wesen nach bühnenfremde Poeten von der Art Dehmels oder Heinrich Manns oder Jakob Wassermanns neuerdings um die Gunst des Theaters buhlen. Und es ist merkwürdig und charakteristisch zugleich, daß sie bei diesen Versuchen so gut wie alle Schiffbruch gelitten haben oder noch leiden. Bei Dehmel ist das vielleicht noch deutlicher als bei seinen Schicksalsgenossen. Dieser Dichter ist von jeher einzig und allein auf pathetisch reflektierende Lyrik gestellt gewesen. Er hat jedesmal versagt, wo er ein anderer sein wollte, als er von Haus aus ist; am schlimmsten aber da, wo er sich die Maske des naiven und primitiv kindlichen Märchenerzählers vorband. Er ist viel zu vergeistigt, viel zu intellektuell und auch viel zu nervös, um sich die größeren, handfesten, mit gradliniger Sinnfälligkeit arbeitenden Ausdrucksmöglichkeiten eines bühnenmäßigen Daseins je dienstbar machen zu können. Er schraubt sich dann künstlich in einen Ton hinein, der ihm nun einmal nicht gegeben wurde, und die Ergebnisse, zu denen er als Dramatiker kommt, sind äußerst gefährlich und streifen hart das Gebiet der unfreiwilligen Groteske. Sein „Michel Michael“, der den deutschen Geist in allegorische Formen pressen will, ist, unter diesem Gesichtspunkte betrachtet, eine Ungeheuerlichkeit vom Anfang bis zum Ende. Eine gequälte Symbolik muß die fehlende Gestaltungskraft ersetzen; eine schlecht verhüllte Formlosigkeit macht auch die primitivsten Wirkungen zunichte; ein auf Stelzen gehender Witz, der in Wahrheit gar kein Witz ist, tänzelt in uner-

trägliches Gespreiztheit um politische und kulturelle Zeitfragen; ein unglücklich kopierter burlesker Ton zerreißt jede Stimmung, jede Einheit, jede hin und wieder aufdämmernde Harmonie. Kurz und gut: diese Komödie ist ein verhängnisvoller Irrtum des starken Lyrikers Richard Dehmel; eine geradezu klassische Illustration zu dem Satze, der sich in Friedrich Hebbels Tagebüchern findet: Allegorie entsteht dann, wenn der Verstand sich vorlügt, er habe Phantasie.

Auch in der Dehmelschen Komödie finden sich, zwar erst im Keime und durchweg schamhaft verhüllt, jene beiden Klippen, an denen die zeitgenössische Dramatik so selten vorbeikommt: das Problem und die Tendenz. Wieviel wahrhaft bedeutende Dramatiker hätte unsere heutige Literatur, wenn es auf das intellektuelle Beherrschen eines abstrakten Problems oder auf die gute Gesinnung eines Parteipolitikers ankäme! Aber wie selten hält die künstlerische Schaffenskraft mit der Geistigkeit, wie selten die plastische Gestaltungsgabe mit der ehrlich gemeinten Tendenz Schritt! Mir liegt eine lange Reihe von Buchdramen vor, die sich, jedes in seiner Art, um die künstlerische Verlebendigung eines Problems oder um die pathetische Kundgebung einer menschlich anständigen Tendenz bemühen. Aber kaum ein einziges ist darunter, das irgendwie über das rein Problematische oder rein Tendenzlose hinauswächst. Dabei ist ganz und gar nicht zu verkennen, daß in vielen dieser Dramen eine ganz ungewöhnliche Geistigkeit, ein schwer erkämpfter Glaube, eine brennende Überzeugung an der Arbeit ist. So ringt Theodor Scharahl, ein ehemaliger katholischer Geistlicher, in seinem Drama „Luther“ (Josef Singer, Straßburg und Leipzig) mit redlichen Kräften um die dramatische Auferweckung des großen Reformators. So sucht Otto Werckmeister in seinem sehr umfangreichen und sehr gedankenschweren „Wilhelm König“ (Georg Mahner, Berlin) seine Ideen über deutsche Entwicklung und Kultur an den Lebensschicksalen einer deutschen Familie zu illustrieren. So läßt Georg Benfing in seinem sozialen Drama von den „Grubendämonen“ (Leipzig 1911) den oftmals gehörten Empörungsschrei über Kapitalistenbrutalität und Ausbeuterroheit ertönen. So

schreibt Johann Gottlieb Bote seinen „Friedrich I. von Hohenzollern“ (Bruno Volger, Leipzig), Karl Weiser seinen „Maximilian von Mexiko“ (Otto Hendel, Halle), Bruno Tesmann seinen „Ferdinand von Schill“ (Bruno Volger, Leipzig), Fritz Blachey sein vaterländisches Schauspiel „1813“ (Ilbenburg i. Gr.). Alle, wie ich sie hier der Reihe nach aufgezehlt habe, sind herzlich gute Menschen, aber herzlich schlechte Musikanten. Was das Herz voll ist, des geht der Mund über. Das ist ein altes und wahres Wort. Aber es vermag ganz und gar nicht die Handlungsweise dieser mehr oder weniger dilettierenden Herrschaften zu rechtfertigen, die ihre an sich gleichgültigen Erregungen zum Vorwand nehmen, um die Bühne zum Tribunal, zur Kanzel oder zum Podium für eine patriotische Festrede zu machen. Es ist ein banaler Satz, daß Geistesbildung, tapfere Gesinnung und nationales Gefühl nicht ausreichen, um einen sonst unbescholtenen Staatsbürger über Nacht in einen Dichter zu wandeln. Aber es tut ganz gut, wenn man sich ab und zu solcher Gemeinplätze erinnert.

Ernsthaftere Beachtung als die genannten Dramen verlangt das fünfaktige Zeitbild „Trutz“ von Kurt Kallher (Xenien-Verlag Leipzig), das, bei aller Unreife in der Form, doch wenigstens den Mut zur Satire, zum überlegenen Humor findet, wenn es die Machinationen amerikanischer Milliardäre und Börsenleute glossiert. Hier sind die Menschen und Dinge zum mindesten in einer gewissen Objektivität, aus jener gewissen Distanz heraus gesehen, die immer die erste Vorbedingung für ein künstlerisches und ganz besonders dramatisches Arbeiten ist. Noch wertvoller, weil reifer, erscheint ein Versuch von Johannes Lepsius, der die Figur des heiligen „Franz von Assisi“ in die dramatische Form zu pressen trachtet. (Tempelverlag, Potsdam.) Hier steht neben einer diskret verhüllten katholischen Tendenz unverkennbar eine ernsthafte künstlerische Kraft, die sich nicht in abstrakten Diskussionen und Predigten erschöpft, sondern dem großen Gegenstande wirklich bis zu einem gewissen Grade gewachsen ist. Vor einem gewissen Grade gewachsen ist. Vor einem farbigen belebten Hintergrunde läßt der Verfasser seine Menschen erstehen. Alle erhalten ein scharfes Profil. Alle sind von Fleisch und

Blut und haben es nicht nötig, als auf-geputzte und innerlich tote Dogmenträger durch die Welt zu laufen. Nirgends wird der religiöse Zweck, der dem Verfasser wohl ein wesentlicher Bestandteil war, aufdringlich hervorgekehrt. Die Konflikte erscheinen mit bemerkenswerter Kunst ins allgemein Menschliche gewandt und strahlen denn auch jene Leuchtkraft aus, die eben nur das allgemein Menschliche herzugeben vermag. Der Dichter ist im Kampfe mit dem Gelehrten, mit dem gläubigen Katholiken Herr geblieben, und eben deshalb steht dieser Franz von Assisi unserem Herzen hundertmal näher als die dünnen polemischen Dialoge, von denen oben die Rede war.

Natürlich gibt es, jenseits von Problem und Tendenz, auch eine ganze Reihe von Dramen, die, aus einer vermeintlichen oder wirklichen poetischen Welt erwachsen, nichts anderes sein wollen als dramatische Dichtungen im besten und höchsten Sinne. Unter den Bänden, die mir vorliegen, scheint mir da „Ijoba“, ein Drama der Treue von Frederic van Zeden (Concordia, Deutsche Verlagsanstalt, Berlin) weitaus am schwersten zu wiegen. Der holländische Dichter, zu dessen Ruhme nichts Neues gesagt zu werden braucht, hat hier die halbmythische Geschichte einer Liebe in die zartesten poetischen Farben gefüllt. Ein prunkvoller Mantel erleseener Verse schmiegte sich in stolzem Faltenwurf um die herben und keuschen Begebenheiten dieser Bilder. Weiche, verwehende Stimmungen flattern auf und führen, wie selbstverständlich, den hold süßen Duft einer leisen Romantik, einer längst verklungenen Vergangenheit mit sich. Und wenn auch schließlich van Zedens beste Kraft im Lyrischen und Balladesken wurzelt — jede Seite seines Dramas läßt uns lebendig spüren, daß nur ein begnadeter Dichter diese Melodie, diesen Rhythmus und diese unendlich zauberhafte Farbe zu finden imstande war. Wenn irgendeine ausländische Theaterarbeit besugt ist, Heimatsrechte auf der deutschen Bühne zu verlangen, dann ist es dies Drama der Treue. Der Himmel gebe, daß unsere Theaterdirektoren sich auf ihre Pflicht besinnen.

In einigem Abstände von „Ijoba“, aber immerhin voller Wärme und Achtung, darf

dann „Inge“, das Drama einer Liebe von Johannes Tralow (Österheld u. Co., Berlin) genannt werden. Auch hier findet jemand, der in keiner Minute mit dilettantischen Hilfsmitteln liebäugelt, ein paar mannhafte und konzentrierte Klänge, die aufhorchen machen und im Ohre zurückbleiben. Im Gegensatz zu van Zeden ist bei Tralow alles auf dramatische Bewegtheit, auf Vorwärtsdrängen und auf Kampf gestellt. Das ist ein unverkennbarer Vorzug. Aber daneben steht eine gewisse Unfertigkeit in der Kunst plastischer Gestaltung, eine gewisse Unsicherheit, wenn es gilt, die einzelnen Szenen nun auch in ihrem menschlich poetischen Gehalt auszuschöpfen. Man hält am letzten Ende ein paar auseinander gebrochene erlebene Stücke in der Hand, die sich nicht recht zum ganzen Organismus fügen wollen. Und man spürt, daß hier ein noch nicht ganz fertiges Talent eine Probe abgelegt hat, die, bei gehöriger Schulung und straffer Selbstdisziplin, für die Zukunft nur Gutes und Wertvolles verheißt.

Weiter darf in diesem Zusammenhange auf zwei Nachdichtungen berühmter klassischer Motive verwiesen werden. Die erste ist Friedrich Lienhardts dramatische Dichtung „Odysseus“ (Stuttgart 1911), die aus der Heimkehr des homerischen Helden ein außerordentlich respektables, in einfachen sinnfälligen Linien gehaltenes, durch und durch unsentimentales und gerade deshalb wirksames Theaterstück gezimmert hat. Die andere ist eine Arbeit von Martin Langen, die den Mut zeigt, mit dem tragischen Konflikt „Julius Cäsar und seine Mörder“ (Albert Langen, München) in den Schatten des großen Shakespeare zu treten. Auch Langen hat, ähnlich wie Lienhard in seiner Art, mit glücklichem Takte so ziemlich alle Klippen vermieden, die ihm gefährlich werden konnten. Seine Tragödie, die im Gegensatz zu Shakespeare die Motive für die Ermordung Cäsars hauptsächlich in dem Nachgelüst der verschmähten Kleopatra sucht, ist durch und durch ehrlich und verschmätzt die Schönheitsmittelchen des üblichen Oberlehrerdramas. Freilich ist nicht zu verkennen, daß gerade die Gestalt des Helden etwas farblos, etwas schablonenhaft bleibt. Aber die frischen Farben, die anderen Figuren, so besonders

dem Antonius, mit auf den Weg gegeben sind, entschädigen für vieles und heben das technisch gut gebaute Drama immerhin weit über den landesüblichen Durchschnitt — soviel prinzipielle Einwände auch schließlich dagegen vorzubringen wären.

Ein sehr hübsches und in seiner schlichten, anspruchslosen Art sehr einprägsames Weihnachtsmärchen gibt Bruno Diederich unter dem Titel „Prinzessin Ursula“ (H. Haessel, Leipzig) heraus, während er in seinem mit oftulken Phänomenen ziemlich oberflächlich kotterierenden Einakterzyklus „Die des Tages nicht kommen“ (H. Haessel, Leipzig) sehr viel weniger glücklich ist. „Der Wunderstein“, ein indisches Märchen von Maximilian Singer (Zausfig u. Zausfig, Prag), bringt allerlei nette und harmlose Lebensweisheiten in einer gefälligen Form, die eine entfernte Verwandtschaft mit der des Fuldaschen „Talisman“ aufweist. Dagegen müssen die dramatischen Gänge, die ein Herr Deubner in zwei Arbeiten — „Die Prüflinge“ und „Die Schwestern“ (Leipzig) unternimmt, als gänzlich verfehlt und unreif bezeichnet werden. Ebenjowenig können die Polentragödie „Wera“ von Hinrich Venz (Bruno Wolger, Leipzig), das ganz dilettantische Bauernkriegsdrama „März“ von Karl Schwarz (ebenda), die herzlich schlecht dialogisierte Moritat „Burg Oberstein“ von Alfred Bernhardt (ebenda) und das blaßblütige Epigonentum des Schauspiels „Thuznelbas Entführung“ von Hermann Walther (ebenda) vor einem ernsthaften kritischen Urteil bestehen. Auf einer klein wenig höheren Stufe, weil sie wenigstens technisch den Anforderungen des Theaters genügen, bewegen sich die Schauspiele „Glauben“ von Hermann Fornaschon (ebenda), „Hedwig Heidemann“ von F. Adolf Kosmer (ebenda) und „Unsere Kinder“ von Max Kunze-Goldberg (ebenda). Als harmlos banale Lustspiele, die sicherlich ihr Publikum finden werden und in keiner Weise Anlaß zu kritischer Empörung geben, präsentieren sich „Die Ruhestörer“ von Roland Zenegg (ebenda) und „Kastengeist“ von G. Grünberg (ebenda).

Zum Schluß wäre zu melden, daß Gottfried Stommel-Düsseldorf einen für unseren Geschmack gänzlich mißlungenen Versuch gemacht hat, den letzten Akt der Gerhart Haupt-

mannschen Tragödie „Kaiser Karls Geisel“ durch eine Neuarbeitung zu verbessern (Verlagsgesellschaft Hamburg). Diese Neuarbeitung ist so fade, so philiströs und so pedantisch, daß es sich nicht verlohnt, näher darauf einzugehen. Um nun den Leser wenigstens nicht in völliger Melancholie zurückzulassen, wollen wir noch zu guter Letzt in aller Eile verzeichnen, daß der junge Münchener Schriftsteller Walther Haas eine sehr geistreiche, sehr lustige, allerdings wohl nur für Eingeweihte verständliche Satire auf die verblüffende Art des Dichters Frank Wedekind geschrieben hat: „Der Fluch des Schicksals oder der Zwiespalt des Herzens“ (Verlag für Literatur, Kunst und Musik, Leipzig). Literarische Cabarets oder übermühtige Künstlervereinigungen sollten sich dieser glänzend gelungenen Groteske annehmen. Der Erfolg wäre ihnen sicher.

Dr. Arthur Westphal in Berlin

Baudelaires Briefe. Deutsch von **Auguste Förster.** (Verlag F. C. C. Brunz, Minden i. W. Brosch. 7 M., geb. 8 und 9 M.)

Der Verlag schenkte uns bereits eine ausgezeichnete, sorgfältige Ausgabe von Baudelaires Werken in deutscher Übertragung. Langsam, wie alles Echte und Seltene, ist dieser Dichter der Allgemeinheit bekannt geworden; freilich gehört er nur den Wenigen, und darin liegt immer das schönste Zeichen für die Bedeutung eines Künstlers. Diese schillernde, lockende Welt bleibt allen denen verschlossen, die auf der großen Heerstraße der Tagesliteratur wandern, für die es keine Geheimnisse, keine Probleme und Rätsel gibt. Einer, der mutig in unentdeckte Gebiete vordringt, der von äußerster Strenge in künstlerischen Dingen befeht ist, erscheint den Vielen immer wie ein Fremder und Wahnsinniger.

Als Ergänzung zu den fünf Bänden seiner Werke erschien nun diese stattliche Briefsammlung, die das Persönliche und Alltägliche in ein helles, verklärtes Licht rückt. Eines sucht man vergebens: ästhetische Exkurse. Selten berührt Baudelaire allgemeine künstlerische Fragen. Zwanglos plaudert oder erörtert er geschäftliche Angelegenheiten. Die meisten Briefe gelten seinem Verleger Poulet-Malassis, und wir erfahren aus ihnen, wie gewissenhaft

der Dichter um alle Einzelheiten seiner Bücher bemüht ist. Dann aber finden wir Schreiben an die Freunde, an Flaubert, Sainte-Beuve, Affelineau, Manet, Gauthier u. a.; besonders rührend muten die Briefe an Madame Sabatier an, der seine stille, tiefe Liebe galt, während er Jeanne Dubal nur seinen Leib schenken konnte. — Als Zeugnisse eines sehnenenden, stets verlangenden, in trunkenen Fernen schweifenden Herzens sind alle diese hier ver-

einigten Briefe von unschätzbarem Werte. Wer sie freilich ohne Kenntnis der Werke Baudelaires liest, wird schwerlich Genuß und Verständnis haben, den anderen aber dienen sie als Quelle tiefen Entzückens. Darum sei der Verlag bedankt, daß er voll Eifer und Freudigkeit für diesen seltsamen Dichter wirkt, dem das hohe, schmerzliche Glück beschieden war, von der Masse verlacht und mißachtet zu werden!

Ernst Ludwig Schellenberg in Weimar



Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber George Kleinow in Berlin-Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:

An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Friedenau, Hedwigstr. 1a.

Geniusprecher der Schriftleitung: Amt Umland 8630, des Verlags: Amt Büxow 6510.

Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.

Druck: „Der Reichsbote“ G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 86/87.

Dresdner Bank

Aktien-Kapital . . Mk. 200 000 000
Reservefonds . . Mk. 61 000 000

DRESDEN — BERLIN — LONDON

— BREMEN BRESLAU CASSEL FRANKFURT a. M. HAMBURG —
HANNOVER LEIPZIG MANNHEIM MÜNCHEN NÜRNBERG STUTTGART

Altona, Augsburg, Bautzen, Beuthen O.-Schl., Bückeburg, Bunzlau, Cannstatt, Chemnitz, Corbach, Detmold, Emden, Eschwege, Frankfurt a. O., Freiburg i. Br., Fulda, Fürth, Gleiwitz, Göttingen, Greiz, Harburg, Heidelberg, Heilbronn, Kattowitz, Königshütte O.-Schl., Leer, Liegnitz, Lübeck, Meißen, Plauen i. V., Spandau, Stettin, Tarnowitz, Ulm, Wiesbaden, Zittau, Zwickau.

Annahme von Depositengeldern zur Verzinsung; An- und Verkauf von Wertpapieren, ausländischen Geldsorten, Devisen usw.

Einlösung von Coupons und Dividendenscheinen; Ausstellung von Schecks und Kreditbriefen;

Diskontieren und Einziehen von Wechseln und Schecks; Beleihung börsengängiger Wertpapiere und deren Versicherung gegen Kursverlust im Falle der Auslösung; Aufbewahrung und Verwaltung von Wertpapieren; Beschaffung und Unterbringung von Hypothekengeldern, Vermögensverwaltungen, Testamentsvollstreckungen, sowie alle sonstigen bankgeschäftlichen Transaktionen.

Vermietung von Stahlkammern